

HELMUT VORNDRAN

Drei Eichen  
Das fünfte Glas



GOLDMANN

Lesen erleben

### *Drei Eichen*

Bei den Grabungen für das Fundament eines Windrades wird in Bamberg ein Skelett entdeckt, zwischen den Knochen steckt eine Pfeilspitze in der Erde. Kurz darauf bricht der bekannte politische Hoffnungsträger Josef Simon auf dem Weg zu seiner kirchlichen Trauung tot zusammen – durchbohrt von einem Pfeil. Von den schockierten Hochzeitsgästen hat niemand etwas Ungewöhnliches beobachtet, und Kommissar Franz Haderlein, sein junger Kollege Bernd »Lagerfeld« Schmitt und Polizeiferkel Riemenschneider stehen vor einem absoluten Rätsel. Wer jagt im friedlichen Oberfranken Menschen wie freilaufendes Wild? Und gibt es eine Verbindung zur Volksabstimmung über Frankens politische Zukunft? In Haderlein keimt ein schrecklicher Verdacht. Doch er hat keine handfesten Beweise. Und schon bald gibt es weitere Opfer ...

### *Das fünfte Glas*

Im Fall mehrerer mit Pfeilen getöteter Menschen führt die Spur den Bamberger Kommissar Franz Haderlein, seinen Kollegen Bernd »Lagerfeld« Schmitt und Polizeiferkel Riemenschneider ins nahe gelegene Coburg. Dort vermuten sie in der schlagenden Studentenverbindung »Rhenania Bavaria« den Täter. Doch Haderlein und Lagerfeld kommen zu spät. Statt des Mörders finden die Ermittler ein Blutbad vor. Bald ist klar: Sie haben es mit mehreren Mördern zu tun. Die Jagd führt Haderlein zu einem amerikanischen Agrarkonzern und zu einem rätselhaften Bienenvolk ...

»Ein ganz besonderes fränkisches Schmankerl.«

*Neue Presse Coburg*

Weitere Informationen zu Helmut Vorndran sowie zu lieferbaren Titeln des Autors finden Sie am Ende des Buches.

Helmut Vorndran

---

Drei Eichen  
Das fünfte Glas

Zwei Franken-Krimis in einem Band

GOLDMANN

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten,  
so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung,  
da wir uns diese nicht zu eigen machen, sondern lediglich auf  
deren Stand zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967

1. Auflage

Taschenbuchausgabe Dezember 2017

Wilhelm Goldmann Verlag, München,

in der Verlagsgruppe Random House GmbH,

Neumarkter Str. 28, 81673 München

Lizenzausgabe mit Genehmigung des Hermann-Josef Emons Verlag, Köln

*Drei Eichen*

Copyright © der Originalausgabe 2013

by Hermann-Josef Emons Verlag, Köln

*Das fünfte Glas*

Copyright © der Originalausgabe 2014

by Hermann-Josef Emons Verlag, Köln

Vom Autor überarbeitete Ausgabe der gleichnamigen Romane

Umschlaggestaltung: UNO Werbeagentur, München

Umschlagmotiv: FinePic®, München; © Getty Images / Holloway

KS · Herstellung: kw

Satz: Uhl + Massopust, Aalen

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN: 978-3-442-48712-7

www.goldmann-verlag.de

Besuchen Sie den Goldmann Verlag im Netz



# **Drei Eichen**



## Prolog

Er schob alles wieder in den Umschlag zurück und steckte sich erst einmal eine Pfeife an. Das alles musste gründlich überdacht werden. Vor allem brauchte er sämtliche Informationen, die verfügbar waren, erst dann würde er nach Knoxville fahren und einen Flug nach *Good Old Germany* buchen, das Wild aufspüren und es jagen. Denn genau das hatte er vor. Er würde jagen und töten.

Nachdenklich nahm er die ersten Züge. An der hölzernen Unterseite des Balkons verfangen und verwirbelten sich die Tabakschwaden in den vom Morgentau benetzten glitzernden Spinnennetzen. Europa, dachte er, und nahezu romantische Gefühle stiegen in ihm auf. Das würde bestimmt interessant werden. In Europa war er lange nicht gewesen.





**Teil 1**

# **Die Vergessenen**



## Das Fundament

Sein Leben war bisher genau so gelaufen, wie er sich das gedacht und vorgestellt hatte. Nichts war ihm jemals wirklich misslungen, er hatte alles im Griff. Seine berufliche Laufbahn, sein privates Umfeld, seine Zukunft – einfach alles bestens. Und das war auch richtig so. Er liebte es, wenn er den Ton angeben konnte. Er brauchte es, alles unter Kontrolle zu haben. Kontrolle verschaffte Überlegenheit, und wer überlegen war, der konnte gestalten. Nichts und niemand würde ihm jemals vorschreiben, was er tun und lassen sollte. Er war derjenige, der bestimmte, der keine Niederlagen kannte – er war ein Macher.

Er lehnte sich in seinem Ledersessel zurück, den er vor Jahren extra aus England hatte einfliegen lassen. Er hatte den Sessel nicht gekauft, das wäre ja noch schöner gewesen. Er gehörte ihm genauso wie das komplette Schloss, in dem er gestanden hatte. Einer seiner beruflichen Widersacher hatte es nicht lassen können und sich ernsthaft mit ihm angelegt. Die Konsequenzen waren die Insolvenz und die anschließende Verstaatlichung seiner armseligen Privatbank gewesen. Auch sein Privatvermögen war der arme Irre bis auf den letzten Penny losgeworden, also hatte er dessen Besitztümer für einen Spottpreis erworben. Eine Siegestrophäe, ein Skalp der Finanzbranche.

War alles legal gewesen? Er lächelte, und seine Lippen

gaben für einen kurzen Moment ein paar makellos weiße Zähne frei. Legal oder illegal, was spielte das schon für eine Rolle? Er tat Dinge, weil er es konnte. Inzwischen bestimmte er, was in seinem Segment der Finanzbranche legal war und was nicht. Seine Macht und seine Verbindungen regierten die Welt. Nun, das war vielleicht doch etwas übertrieben, aber eben auch nur etwas. Auf jeden Fall definierte er schon seit Längerem die Grenzen der Legalität nach seinen Maßstäben und dehnte sie gegebenenfalls auch dementsprechend aus. Das war das Einzige, was ihn in seinem Leben noch wirklich erregen konnte. Grenzen zu überschreiten, andere Ebenen zu erklimmen. Wo waren die Grenzen des Ehrgeizes, die Grenzen der eigenen Macht? Wenn er ehrlich war, sah er für sich keine. Wieder bleckte er die weißen Zähne, dann griff er sich den ersten Umschlag vom Poststapel, der vom Sicherheitsscanner auf giftige Stoffe und Sprengstoff überprüft worden war. Mit einem Brieföffner aus poliertem Edelstahl schlitzte er das dicke gepolsterte Kuvert auf und schaute neugierig hinein. Da er nicht genau erkennen konnte, was sich darin befand, drehte er den Umschlag und leerte den Inhalt kurzerhand auf die Tischplatte, die aus braun marmoriertem indischem Granit bestand.

Ein kleiner Stein in der Größe eines Taubeneis rollte über den Tisch, bevor er auf seiner flacheren Seite liegen blieb. Verwundert nahm er den unregelmäßig geformten Stein in die Hand und betrachtete ihn. Das leicht rötliche Material sandete ein wenig ab, sodass sich schnell ein dünner Film aus feinen Körnern auf der Tischplatte niederschlug. Der Stein sah aus, als hätte ihn jemand mit einem Hammer aus seiner natürlichen Umgebung herausgeschlagen. Wahrscheinlich ein Sandstein oder etwas in der Rich-

tung, vermutete er. Aber warum sollte ihm jemand so etwas schicken? Er legte den Stein zur Seite und schaute noch einmal genauer in den gepolsterten Umschlag. Tatsächlich, da war noch ein Zettel, der nicht mit herausgefallen war. Er schob zwei Finger in das Kuvert, griff nach dem Papier und zog es heraus. Es war ein einfaches weißes Blatt Schreibmaschinenpapier, das in der Mitte geknickt war. Er faltete es auseinander. Etwas stand in schwarzer Tinte darauf. Nicht mit Schreibmaschine getippt, nicht per Computer ausgedruckt und nicht mit aus einer Zeitung ausgeschnittenen Buchstaben zusammengeklebt. Nein, hier hatte sich jemand die Mühe gemacht, dieses DIN-A4-Blatt mit einem Füllfederhalter zu beschreiben. Es war nur ein einziger Satz, der da mit schwarzen Lettern geschrieben stand: »Ich kenne dich.«

Darunter war über die ganze Breite des Blattes ein schwarzer Pfeil mit weißen Federn gezeichnet. Er saß da, schaute das Blatt an, unfähig zu reagieren. Als er sich nach einigen Sekunden wieder unter Kontrolle hatte, griff er den Stein und untersuchte ihn penibel von oben bis unten und von rechts nach links. Er hatte keine Ahnung, woher der Stein stammte, und noch weniger, was es mit ihm auf sich hatte. Nur eins wusste er: nämlich was der Satz auf dem Papier und der abgebildete Pfeil bedeuteten. Er legte den Stein wieder auf den Tisch zurück und schaute nachdenklich an die alte Stuckdecke. Sein Selbstbewusstsein und sein übermächtiger Wille waren zurückgekehrt. Nun gut. Es gab also einen unsichtbaren Gegner, der mehr wusste, als er wissen durfte. Das bedeutete Gefahr, ernsthafte Gefahr.

Für einen kurzen Moment hatte er doch tatsächlich die Fassung verloren und ein seltenes Gefühl der Angst verspürt. Eins zu null für Mister Unbekannt. Aber das würde

auf absehbare Zeit der letzte Stich gewesen sein, den der ihm zugefügt hatte. Er würde ihn finden und mit aller Kraft zurückschlagen.

Nur unterschätzen würde er ihn nicht. Überheblichkeit war der erste Schritt in Richtung Untergang, aber selbstverständlich war er auf diesen zugegebenermaßen unwahrscheinlichen Moment vorbereitet gewesen. Es galt, sofort die erforderlichen Maßnahmen zu ergreifen.

Er ging zum großen Bücherregal an der Wand, das sich gegenüber seinem Schreibtisch befand. Genau in der Mitte stand auf Kopfhöhe eine Originalausgabe von Goethes »Faust« – zumindest sah das Buch genauso aus. Er zog die Attrappe heraus und öffnete sie. Darin lag ein hochmoderner, dreidimensionaler Sicherheitsschlüssel. Er nahm ihn heraus und stellte die Buchimitation wieder an ihren Platz im Regal, bevor er zurück zu seinem Schreibtisch ging. Direkt neben seinem Stuhl war eine kleine, unscheinbare schwarze Gummikappe im Boden eingelassen. Mit Hilfe seiner Fingernägel hob er sie ab, und ein Schlüsselloch kam zum Vorschein. Der Sicherheitsschlüssel passte genau hinein und öffnete eine ungefähr dreißig mal dreißig Zentimeter große Fußbodenklappe, die ihrerseits die Vorderfront eines kleinen Tresors freigab. Das Klicken der Zahlenkombination war leise, aber in dem schallgeschützten Arbeitszimmer trotzdem deutlich zu vernehmen. So wie auch das kurze schmatzende Geräusch, als er das Tresortürchen aufzog. Hinter der quadratischen Öffnung befanden sich ein paar Schriftstücke, Fotos und ein schwarzes Notizbuch. Er nahm das Buch heraus, verschloss Tresor und Bodenklappe sorgfältig und setzte sich wieder in seinen englischen Sessel, um nach den Telefonnummern zu blättern, die er in dem Buch notiert hatte. Er hatte nie

damit gerechnet, die Nummern jemals zu brauchen. Aber jetzt war es eben so weit, und es galt zu handeln, ohne sich zu viele Emotionen anmerken zu lassen. Eine E-Mail-Adresse ließ ihn zwar schaudern, aber trotzdem: Wenn er die Kontrolle über die ganze Sache behalten wollte, musste er handeln. Entschlossen setzte er sich an seinen Computer und startete das E-Mail-Programm.

Josef Simon war schon den ganzen Tag merkwürdig zumute. Ein unbestimmtes Gefühl der Gefahr hatte sich im Laufe des Vormittags immer mehr verfestigt. Zuerst hatte er gedacht, es würde sich tatsächlich um die berühmte Panik vor der Eheschließung handeln, aber nach der standesamtlichen Trauung war das Gefühl immer noch da.

Susanne erzählte er nichts davon. Schließlich war das der schönste Tag in ihrem Leben, da würde sie jegliches Fehlen von Euphorie persönlich nehmen. Also behielt er seine Gefühle erst einmal für sich.

Allerdings tat er dies nicht aus Mitgefühl und schon gar nicht aus Liebe. Die Hochzeit war eine Konzession an sein zukünftiges Leben, seinen neuen Lebensabschnitt, der im hellen Licht der Öffentlichkeit stattfinden würde. Das war ungewohnt und neu und erforderte unter anderem solch lästige Maßnahmen wie eben diese Eheschließung. Da Susanne bereit gewesen war, auf seine Vorstellungen von einer eher offenen Beziehung einzugehen, hatte auch er diesem Konstrukt zugestimmt. Zudem verhalf es ihm zu einem makellosen öffentlichen Image und ihr zum Aufstieg in die Gesellschaft, in der er sich bereits wie ein Fisch im Wasser bewegte. Der Ehevertrag war so gestaltet worden, dass sie in keinem Fall den Kürzeren zog, egal wie lange sie zusammenbleiben würden. Susanne hatte ab heute ausgesorgt.

Auch die Kosten dieser Demonstration unbändiger Liebe und Zuneigung waren ihm letztendlich scheißegal gewesen. Er war so vermögend, dass er sich fast schon vor sich selbst schämte, ein Gefühl, das in der Finanzbranche eher unüblich war. Trotzdem ertappte er sich manchmal bei dem einen oder anderen Skrupel. Wahrscheinlich lag das daran, dass er Deutscher war. In den USA, wo er die Kohle gemacht hatte, dachte keiner seiner Partner auch nur eine Sekunde lang darüber nach, ob es gerecht war, so viel Geld zu besitzen, geschweige denn darüber, wie es verdient worden war. Skrupel war im Land der unbegrenzten Möglichkeiten ein Fremdwort, das niemand kennen wollte. Mit Skrupeln konnte man bei Arbeitgebern wie Silverman Sachs keinen Blumentopf gewinnen. Er selbst hatte nicht gerade selten gebuckelt, geschuftet, getäuscht und betrogen. Er hatte Existenzen geschaffen und mindestens genauso viele vernichtet, Milliarden verzockt und doppelt so viele verdient, und er hatte Banken ausgelöscht und ganze Staaten bis an den Rand des Ruins getrieben.

Er war verdammt gut, weil er die besten Lehrmeister gehabt hatte und eine schnelle Auffassungsgabe besaß. Er hatte sich reingekniet, bis er die an der Spitze irgendwie beseitigt hatte und jetzt selbst oben saß. Ganz klar: Da, wo Josef Simon weilte, war vorn. Das Schönste daran war jedoch der Umstand, dies alles im Hintergrund, im Verborgenen tun zu können. Er arbeitete nicht gern in der Öffentlichkeit, lieber in Hinterzimmern, führte dort vertrauliche Gespräche – oder ließ ganz einfach die geballte Macht von Silverman Sachs über seine Widersacher hereinbrechen. Eine einzige Kontobewegung, ein kurzer Anruf, manchmal genügte sogar eine SMS, und er bekam, was er wollte. Er war nie im Fernsehen zu sehen, nicht auf Titelblättern,



und im Internet würde man nur einen knappen Wikipedia-Eintrag über ihn finden. Josef Simon war das Paradebeispiel einer grauen Eminenz.

Aber jetzt hatte er sich entschlossen, in seine alte Heimat zurückzukehren und mit früheren Weggefährten zusammen eine neue Karriere zu starten, etwas anderes zu wagen. Es war an der Zeit, die alten Pfade zu verlassen und sich wieder Ziele zu setzen. Politik. Von nun an würde er im Licht der Öffentlichkeit stehen und damit klarkommen müssen. Und diese Hochzeit würde das Fundament sein, auf dem das Bild fußte, das seine konservativen Wähler von ihm haben würden.

Aber irgendetwas stimmte heute nicht. Sein Instinkt für gefährliche Situationen hatte ihn noch nie im Stich gelassen, und dieser Instinkt meldete sich nun lauthals zu Wort. Er versuchte sich einzureden, alles wäre nur Einbildung und der Aufregung geschuldet, aber es half nichts. Er hatte den ganzen Tag über so oft über seine Schulter geschaut wie niemals zuvor in seinem Leben.

Susanne war so aufgeregt, dass sie ihn anstrahlte, ohne etwas von seinem Gemütszustand zu bemerken. Die standesamtliche Trauung in seiner Heimatstadt Scheßlitz hatte im kleinen Kreis stattgefunden, draußen vor dem Rathaus herrschte nun allerdings ein ziemlicher Auflauf. Als er mit Susanne aus der Tür hinaustrat, war allseitiges Applaudieren zu hören, und jede Menge Reis wurde in ihre Richtung geworfen. Doch er hatte nur Augen für Verdächtiges, für Dinge, die ihm eine Handhabe für sein Unbehagen liefern konnten. Aber alles, was er sah, waren fröhliche Menschen, die das Brautpaar mit der distinguierten Begeisterung, die unter Bankern üblich war, nun im Konvoi bis nach Staffelnstein und hinauf zur Adelgundiskapelle begleiten würden.

Sein Argwohn wurde fürs Erste von seiner Ehefrau vertrieben, die ihn an seinem Arm in Richtung des geschmückten offenen Cabrio zerrte, das bereits auf das glückliche Paar wartete.

Eheschließungen waren immer schon eine eher knifflige Sache gewesen. Vor allem, wenn man einer Tiergattung angehörte, bei der einem als werdender Mutter nicht gerade selten die Ehemänner flöten gingen. Und hatte man dann doch einmal die Küken ausgebrütet, so schlug das Schicksal immer wieder in brutaler Regelmäßigkeit erbarmungslos zu, und die Brut ereilte das Schicksal aller benachteiligten Mitglieder der Nahrungskette.

Ein Flussregenpfeifer weiblichen Geschlechts hatte sich aufgrund der eben beschriebenen Schwierigkeiten eine neue Vorgehensweise überlegt. Nachdem ihr in den vergangenen Jahren ihr Brutgeschäft durch verschiedene unglückliche Umstände, vor allem aber durch missgünstige Zeitgenossen zerstört worden war, hatte sie entgegen ihrem Naturell dieses Jahr beschlossen, nicht mehr irgendeine Kiesbank an einem Fluss zur Nestbaustätte zu erwählen, nein, wenn ihre Umwelt dies nicht akzeptierte, dann wollte sie sich eben gemäß der darwinschen Überlebensstrategie selbst evolutionieren und die freien Flächen und Bäche verlassen. Wenn sich an den Flüssen so viel Gesindel menschlicher oder auch tierischer Herkunft herumtrieb, dann musste man eben über seinen gefiederten Schatten springen und etwas Revolutionäres wagen. Das hieß, man musste dorthin auswandern, wo diese Ignoranten einen Flussregenpfeifer als Letztes brütend vermuten würden, nämlich tief in einen Wald.

Am allerbesten wäre es natürlich, sie würde sich tief zwi-

schen Bäume oben auf einem Berg verziehen, an den am weitestentfernten Punkt von einem Fluss.

Nachdem sie sich mit dem für einen Regenpfeifer recht ambitionierten Vorhaben zügig angefreundet hatte, war schnell ein ideales Plätzchen gefunden. Hoch über dem Main, auf einer kleinen Waldlichtung und ungestört von jeglicher Unbill, wollte sie als erstes Flussregenpfeiferweibchen der Welt in einem Wald Nachkommen in die Welt setzen. So weit der Plan.

Doch schon bald fingen die Probleme an. Zwar war sie ungestört, aber auch dementsprechend weit entfernt von ihrer angestammten Nahrungsquelle, dem Main. Ihre Mahlzeiten musste sie sich ab sofort mit Langstreckenflügen hinunter nach Wiesen oder Nedensdorf verdienen, was in ziemlichen Stress ausartete. Noch mehr Stress bereitete das Unterfangen, ein Regenpfeifermännchen zu finden, das mit ihr zusammen die diesjährige Familie gründen wollte. Sobald sie nämlich von ihrer Idee erzählte, bekam sie von den Männchen nur noch Ausflüchte zu hören. Im Wald sei es ihnen zu dunkel, zu kalt oder zu grün. Sehr bald schon merkte sie, dass den Kerlen ihr neues Zuhause einfach zu weit entfernt vom Fluss war. Die Heinis waren schlichtweg zu faul. Wozu auf einen Berg fliegen, dachten die sich wahrscheinlich, wenn man die Mädels auch direkt am Strand abgreifen konnte. Ernüchtert stellte sie fest, dass ihr Plan so nicht funktionieren würde.

Also gab sie sich in einer lauen Frühlingsnacht einem leidlich hübschen, aber angetrunkenen Regenpfeifermännchen aus der Nähe von Fürth hin, welches von der Regnitz eingewandert war. Fortpflanzungstechnisch war das zwar nun wirklich nicht erste Wahl, aber manchmal musste man Kompromisse machen und das nehmen, was andere übrig

gelassen hatten. Allerdings sah der Versuch auch nur so lange erfolgreich aus, wie das Männchen dem Alkohol zugesprochen hatte. Als der mittelfränkische Pfeifer wieder nüchtern war, fand er sie schon nicht mehr ganz so toll, und nur einen Tag später ließ er nichts mehr von sich hören. Genervt nahm sie davon Abstand, nach ihm zu suchen. Die blöden Ausreden, die er auf Lager hatte, konnte sie sich sowieso schon denken.

»Tut mir leid, ich hatte kein Guthaben mehr auf meinem Handy«, oder: »Ich will dich nicht mit meiner unheilbaren Krankheit anstecken«, oder: »Als ich nüchtern war und dich sah, hab ich spontan ein Keuschheitsgelübde abgelegt«. Na herzlichen Dank auch.

Diesen Schwachsinn musste sie sich ganz sicher nicht antun. Auch egal, dachte sie, selbst ist die Frau. Schließlich war sie es schon gewohnt, ihre Kinder autonom großzuziehen. Also flog sie zu ihrem Nest zurück und ließ die Früchte ihrer Arbeit in sich reifen.

Eines Tages fühlte sie den Zeitpunkt nahen. Sie konnte endlich dazu übergehen, die Eier zu legen. Sie spürte, wie das erste Ei Richtung Ausgang wanderte, und ließ noch einmal vor ihrem inneren Auge Revue passieren, was sie in der Schwangerschaftsberatung gelernt hatte.

Pressen, dachte sie, du musst pressen... Dann drang plötzlich der Lärm von menschlichen Baumaschinen an ihr empfindliches Ohr, und sie drehte sich erschrocken um.

Der Bagger hatte sich bereits durch die oberste Schicht des Erdreiches gefressen, damit aber bestenfalls einen Bruchteil dessen abgearbeitet, was noch auszuheben war. Eigentlich hatte er nur ein wenig von der Bodendecke, etwas mehr als die Grasnarbe, abgeschabt, aber für den leitenden Ingenieur

Hubert Fiederling war der Umriss des zukünftigen Fundamentes bereits zu erkennen. Der Caterpillar mit seiner extragroßen Schaufel konnte jetzt in die Tiefe graben.

Es hatte lange genug gedauert, die Genehmigung für das Projekt zu bekommen. Vor wenigen Jahren noch wäre es ein Ding der Unmöglichkeit gewesen, über ein zweihundertfünfzig Meter hohes Windrad auf den Eierbergen auch nur nachzudenken. Doch der politische Wind hatte sich sozusagen in Richtung Windräder gedreht und blies jetzt überaus heftig. Als auch noch die Diskussion um die fränkische Eigenständigkeit aufgekommen war, hatten ganz plötzlich alle Ampeln auf Grün für eine Unabhängigkeit von fremdem Strom gestanden. Die bayerische Landesregierung hatte zwar mit allen Mitteln versucht, die Franken bei der Stange zu halten, und Zugeständnisse über Zugeständnisse gemacht, geholfen hatte es freilich nichts. Jetzt stand die Befragung der Franken zu ihrer politischen und wirtschaftlichen Unabhängigkeit kurz bevor, und der Anführer dieser aus südbayerischer Sicht üblen Separatistenbande, Gerhard Irrlinger, hatte den Ausbau der fränkischen Energie als Grundstock finanzieller Unabhängigkeit begriffen. Vor allem in dem von Abwanderung bedrohten nördlichen Oberfranken schossen in dessen Folge modernste Windräder wie Pilze aus dem Boden und produzierten jetzt schon so viel Strom, dass man den Überschuss in die restliche Republik abführen konnte.

Aber das war nur der offizielle Teil der Wahrheit. Ingeheim wusste der Vorsitzende der Frankenpartei Irrlinger nur zu gut, dass das größte Pfand in der geografischen Lage Frankens bestand. Somit war es sogar völlig egal, wie sich die Peripherie an der zukünftigen Grenze des womöglich neuen Bundeslandes verhalten würde, denn die beiden

wichtigsten Stromtrassen, die den Strom von der Küste an die Alpen transportieren sollten, führten mitten durch Franken. Mit diesem Faktum als Geisel hatte Gerhard Irrlinger die politische Meinungsbildung in den restlichen Bundesländern systematisch befördert. Der passendere Begriff dafür wäre eigentlich Erpressung gewesen, aber dieses Wort würde natürlich kein Ministerpräsident eines deutschen Bundeslandes je in den Mund nehmen, wenn er dadurch erhebliche wirtschaftliche Vorteile für seine Untertanen generieren oder gravierende Nachteile vermeiden konnte. Und so war dem bayerischen Ministerpräsidenten Teichhuber von diversen Amtskollegen irgendwann das Messer auf die Brust gesetzt worden. Noch wehrte er sich vehement, aber der Tag der Entscheidung nahte.

Im Zimmer der gelben Villa in Coburg saßen sie schweigend um den großen Tisch zusammen. Der Fuxmajor kam als Letzter und ließ sich auf dem ihm zustehenden Platz nieder. Auch er sagte kein Wort. Alles, was zu sagen gewesen war, hatte er ihnen bereits am Telefon erzählt. Als er erfahren hatte, dass all die anderen ebenfalls Post bekommen hatten, hatte er das Treffen sofort einberufen.

Mit der rechten Hand griff er in seine linke Jackentasche, holte den Umschlag mit dem Stein und der Botschaft hervor und legte alles auf den alten Holztisch vor sich. Stein und Papier gesellten sich zu all den anderen Steinen und Papieren in der Mitte des Tisches. Alle Steine waren gleicher Herkunft, auf jedem Papier stand mit schwarzer Tinte die gleiche kryptische Botschaft geschrieben: »Ich kenne dich.«

»Hat irgendwer etwas dazu zu sagen?«, fragte er laut und bestimmt. Niemand machte Anstalten, sich zu äußern.

Warum auch? Alle saßen sie im gleichen Boot, völlig egal, ob der eine oder andere inzwischen Reue oder Zweifel darüber empfand, was er getan hatte. Sie alle hatten es getan, weil sie es hatten tun wollen und weil es da jemanden gegeben hatte, der es ihnen ermöglicht hatte. Sie hatten es als außergewöhnliches Abenteuer gesehen, als ein völlig irres Erlebnis. Es war so unglaublich gewesen, wie einmal die Hauptrolle in einem Hollywoodfilm zu spielen. Aber was sollte man jetzt zu diesen postalischen Grüßen sagen?

»Wir müssen darüber reden. Es ist ernst. Irgendjemand weiß etwas, und dieser Mitwisser kann uns Kopf und Kragen kosten.« Alle Augenpaare hoben sich, niemand sagte ein Wort.

»Ich weiß nicht, was nach dieser Postsendung kommen wird, aber seid sicher: Es wird etwas passieren. Ich schlage vor, wir warten erst einmal Josefs Hochzeit an Pfingsten ab, dann treffen wir uns wieder am selben Ort und sehen weiter. Irgendwelche Einwände?« Er schaute sich um, erntete aber erwartungsgemäß nur zustimmendes Nicken. In einigen Gesichtern konnte er Sorge, in anderen Angst erkennen. Ihm selbst waren solche Gefühle normalerweise fremd. Seiner Meinung nach waren Probleme dazu da, beseitigt zu werden. Er erhob sich, wandte sich um und verließ die Versammlung.

Josef Simon und seine Frau Susanne parkten ihr Cabrio unterhalb des Staffelbergs auf dem Parkplatz bei Romansthal, bevor sie der Hochzeitsgesellschaft voraus den erst steilen, dann etwas flacheren romantischen Weg hinauf auf das Hochplateau mit der Staffelbergklause und der Adelgundiskapelle gingen. Hier sollten sie nach der standesamtlichen Trauung auch katholisch korrekt den Bund fürs

Leben schließen. Noch immer hatte er das merkwürdige Gefühl einer undefinierbaren Bedrohung im Bauch, während Susanne sich fröhlich plappernd mit ihrer Brautjungfer die Zeit verkürzte.

An der Staffelbergklause warteten sie, bis alle Gäste aufgeschlossen hatten, dann schritten sie zur Kapelle, um dort vom Bamberger Weihbischof, auch »Weiberschorsch« Klepper genannt, getraut zu werden. An der Kapelle legte Josef Simon seine Hand auf die Klinke, um die Tür zu öffnen. Sie schien zu klemmen, er musste kräftig ziehen. Als sich das Türblatt endlich bewegte und er ins Kapelleninnere sehen konnte, erstarrte er. Für einen Moment war es ihm, als würde eiskaltes Blut durch seine Adern fließen. Vor seinen Augen baumelte an einer Paketschnur ein Stück Sandstein in der Größe eines Taubeneies. Der Stein stürzte ihn in ein Gefühlschaos – genau so einen hatte ihm irgendwer bereits mit der Post geschickt. Unbeweglich stand er da und starrte ihn an.

»Was hast du denn?«, fragte Susanne. Sie verstand nicht, warum er nicht umgehend in die Kapelle ging, um den freudigen Akt zu vollziehen, dann entdeckte auch sie das Utensil an der Schnur. »Ach, wie hübsch! Das ist bestimmt so ein alter keltischer Brauch aus Menosgada«, sagte sie belustigt und nahm den Stein kurz in die Hand, um ihn sofort wieder baumeln zu lassen. »Aber die alten Kelten gibt's schon lange nicht mehr auf dem Staffelberg. Jetzt wird sich getraut, Herr Simon!« Ungeduldig öffnete sie die Tür mit beiden Händen zur Gänze.

Sofort erwachte Josef Simon aus seiner Starre und beschloss, nicht in die Kapelle zu gehen. Alles in ihm sträubte sich dagegen. »Lass uns zuerst das Scheißfoto machen.« Nervös zog er Susanne nach links weg und winkte dem



Fotografen. Susanne war nun doch leicht irritiert, verkniff sich aber aufgrund der Vehemenz seiner Anweisung einen Kommentar. Wenn er so drauf war wie jetzt, duldete er keine Widerrede, so gut kannte sie ihren Ehemann schon. Sie baten die Gäste, an der Staffelbergklause zu warten, um für einen Moment allein zu sein. Die Hochzeitsgesellschaft riss ein paar Sprüche, akzeptierte aber den Wunsch sofort, schließlich stand schon Prosecco bereit.

Der Fotograf ging mit ihnen zur Südseite des Gotteshauses und postierte das Ehepaar vor zwei Bäumen, um durch das Blattwerk hindurch ins Gegenlicht zu fotografieren. Nervös beobachtete Josef Simon den Fotografen, als dieser umständlich an seinem Stativ nestelte. Seine Frau schmiegte sich währenddessen an ihn und lächelte bereits in Richtung Objektiv, obwohl die Vorbereitungen zum perfekten Hochzeitsbild noch im vollen Gange waren.

Josef Simon ließ seinen Blick erneut über die Szenerie schweifen: die Kapelle, weiter hinten die Gäste an der Staffelbergklause. Als Vogelgezwitscher an seine Ohren drang, bemächtigten sich seiner endlich und ganz langsam Ruhe und Gelassenheit, die er den ganzen Tag schon vermisst hatte.

Und jetzt Schluss mit dieser bescheuerten Panik, alles ist gut, dachte er. Er ärgerte sich über sich selbst und stellte sich für den Fotografen in Positur. Einen Moment später spürte er an seinem Rücken einen Stoß, dann durchfuhr ein stechender Schmerz seine Brust. Er konnte nicht sehen, was ihn da von hinten getroffen hatte, aber er wusste sofort, was diesen Schmerz verursachte. Eine Pfeilspitze ragte in Brusthöhe aus seinem sündhaft teuren Hemd, Blut breitete sich auf der strahlend weißen Seide aus, und Josef Simon realisierte erstaunt, dass er sterben würde.

Für das modernste Windrad Europas, das nun auf dem höchsten Punkt der Eierberge errichtet wurde, war es der genehmigungsrechtliche Durchbruch gewesen, aus Sicht der bayerischen Staatsregierung eher ein grenzwertiger Kuhhandel. Aber lieber ein paar Windräder an eigentlich nicht genehmigungsfähigen Standorten als radikale Franken an der nördlichen Landesgrenze, so die stille Hoffnung der Männer in der Staatskanzlei in München.

So kam es, dass die Firma Fiesder aus Hohengüßbach unverhofft einen äußerst lukrativen Auftrag erhielt. Natürlich auf legalem Weg der öffentlichen Ausschreibung, wie der Chef der Firma, Georg Fiesder, nicht müde wurde zu betonen.

Das alles interessierte Bauleiter Hubert Fiederling indes reichlich wenig. Er war hier, um ein Loch zu graben. Und zwar ein sehr tiefes Loch. Genauer gesagt das größte, das je für das Fundament eines Windrades genehmigt worden war. Eigentlich hätte das Fundament, für das er den Aushub machen sollte, knapp zweihundert Meter weiter nördlich entstehen sollen, aber eben dort war man kurz vor Baubeginn mit einem Murenabgang konfrontiert worden. So hatte man festgestellt, dass der Untergrund doch nicht so festgefügt wie erwartet gewesen war.

Fiederlings Chef, Georg Fiesder, hatte den Standort daraufhin kurzerhand an die aktuelle Stelle verlegt. Die stillschweigende Genehmigung für dieses eigentlich illegale Manöver hatte er sich zusammen mit seinen Gönnern in der Politik auf die übliche Art und Weise besorgt. Geld – und noch mehr Geld. Und so war das Windrad einfach zweihundert Meter nach Süden verschoben worden, bevor irgendjemand auch nur irgendetwas gemerkt hatte.

Hubert Fiederling ging Politik am Allerwertesten vor-

bei, ihn interessierten solche Ränkespiele nicht. Viel lieber stand er als Chef der Baukolonne inmitten des einsetzenden Frühlingsregens. Er gab dem Baggerführer ein Zeichen mit der rechten Hand, woraufhin sich die Stahlzähne der riesigen Schaufel des Caterpillar mit einem Seufzen in den feuchten Waldboden senkten. Im gleichen Moment erhob sich direkt neben der Baggerschaufel ein kleiner Vogel in die Luft und flatterte mit wild protestierendem Pfeifen auf und davon. Hubert Fiederling sprang erschrocken zur Seite, doch der Bagger verrichtete ungerührt seine schwere Arbeit weiter.

\* \* \*

*Marco Probst übte seinen Beruf als Koch mit großer Sorgfalt und Professionalität aus, während seine zweite Leidenschaft der Jagd galt. Schon seit dem Ende seiner Lehrzeit – zeitgleich hatte er seinen Jagdschein gemacht – versuchte er, wann immer es ihm möglich war, seine beiden wichtigsten Lebensinhalte miteinander zu vereinen.*

*Oft war er als Jäger unterwegs und »verbriet« die Früchte seiner Arbeit am nächsten Tag in der Küche. So hatte er sich inzwischen einen guten Ruf als Koch von Wildschwein, Reh und Fasan erarbeitet. Was die meisten Besucher aber nicht wussten: Es gab auch ganz besondere Leckereien, die der normale Gast in Probsts Restaurant in Prächting nie zu Gesicht bekam. Köstlichkeiten wie Dachs, Reiher oder Kormoran schob er zum Beispiel nur für den privaten Genuss in den Ofen. Sie wurden ausschließlich Kollegen, Freunden oder sonstigen privat Interessierten als Festessen aufgetischt. Jedes Mal war es ein sowohl kulinarisches als auch gesellschaftliches Vergnügen, etwa einen*

Fuchs zu verspeisen. In Deutschland war das Erlegen der Tiere inzwischen verboten, aber in Sizilien beispielsweise galt der Fuchs noch als ausgesprochene Delikatesse. Wo bei die Sizilianer nicht wirklich als Benchmark für fleischliche Genüsse herhalten konnten, schoben die doch seit jeher ziemlich alles in den Ofen, was nicht schnell genug auf den Bäumen war.

Für einen Deutschen kochte Marco Probst also ziemlich innovativ. Bei so vielen Facetten der heimischen Tierwelt konnte es doch nicht schaden, einmal durchzutesten, was essbar war und was nicht. Da durfte ruhig auch mal etwas schiefgehen, so wie etwa der terroristische Schwan letzte Woche.

Schwan hatte auf Probst eigentlich leidlich essbar gewirkt. Komisch, hatte er sich gedacht, dass noch niemand auf die Idee gekommen war, ihn auf die Speisekarte zu setzen. Als Probst den Vogel aus der Röhre geholt hatte und den ersten Bissen nahm, wusste er allerdings auch, warum dem so war. Das Fleisch des üppigen Federviehs schmeckte nicht etwa nach Ente oder Gans, sondern eher nach altem Schuh, den man zwei Monate lang in ranzige Butter eingelegt hatte. Grauenhaft. Einfach nur grauenhaft. Aber irgendwie passte das Ergebnis ja auch zum Gesamtbild. Schon die Geschichte, die dem Schwanenbraten vorausgegangen war, hatte unter keinem guten Stern gestanden.

Das männliche Tier war seit Tagen aggressiv und nicht mehr zu beruhigen gewesen. Ein militanter Fundamentalist seiner Art. Einen Grund für das angriffslustige Verhalten des Tieres hatte Probst beim besten Willen nicht erkennen können. Vielleicht ein traumatisches Erlebnis, vielleicht eine hormonelle Störung, vielleicht auch nur männlicher Altersstarrsinn? Schließlich hatte Theo schon

ein stattliches Schwanenalter erreicht. Als der gute Theo in seinem Schwanenwahn keine Besucher des Schlosses Hohenstein mehr durch den steinernen Eingangstorbogen hinein- oder hinausgelassen und den einen oder anderen Hausgast bereits aufs Heftigste gebissen hatte, hatte der Schlossverwalter den ihm persönlich bekannten Jäger Marco Probst zu Hilfe gerufen. Dieser kam dann auch und brachte Theo ohne jegliches Federlesen auf eine sehr endgültige Art zum Schweigen. Nach verrichteter Jägerarbeit nahm er nicht nur die Entlohnung derer zu Hohenstein, sondern auch die sterblichen Überreste des großen weißen Vogels mit. Eine unverhoffte Gelegenheit, Schwan als seltene Hauptmahlzeit auszuprobieren.

Marco Probst hatte es sich so schön ausgemalt. Eine ganz besondere Delikatesse würde das werden. Einen speziellen Namen für das exquisite Gericht brauchte er allerdings noch. Er musste nur so ähnlich klingen wie etwas, das der einheimische fränkische Gast kannte und mochte. »Schwanferkel« zum Beispiel. Das hörte sich einigermaßen nach fränkischer Traditionskost an und war eigentlich auch nicht wirklich gelogen. Alles in allem war es ein wirklich guter Plan gewesen, aber leider hatte ihm der angedachte Braten einen dicken olfaktorischen Strich durch die Rechnung gemacht. Schon nach fünfzehn Minuten im Backofen stank der Schwan in seiner Küche so, als hätte eine Hundertschaft Freizeitfußballer gleichzeitig ihre verschwitzten Schuhe ausgezogen. Die Mahlzeit fand ihre letzte Ruhestätte schließlich in einem sehr tiefen Loch in Marco Probsts Garten, aus dem es noch tagelang unangenehm müffelte. Der Koch war zu der ernüchternden Erkenntnis gekommen, dass es wohl besser war, sich wieder mit Dachs und Reiher zu befassen.

Aber auch diese beiden Vertreter des Tierreichs konnte und durfte man einem normalen Restaurantbesucher nicht einfach so auf den Teller legen. Und schon gar nicht hier in Franken, da wurde nur das bestellt, was man schon von Kindesbeinen an kannte. Also entweder Kotelett – oder Kotelett.

Ein einziges Mal hatte er es gewagt und einer Buchhändlerin aus Ebern einen halben Kormoran zubereitet, den sie dann in der Überzeugung verzehrt hatte, es wäre eine fränkische Wald-und-Wiesen-Ente aus dem Itzgrund gewesen. Die gute Frau war nach ihrem Mahl voll des Lobes über den feinen Geschmack der Ente gewesen und hatte sich in ihrer Begeisterung auch noch zu einem üppigen Trinkgeld hinreißen lassen. Marco Probst hatte sie in dem Irrglauben gelassen, obwohl er ihr das besondere Aroma des Vogels nur zu gern näher erklärt hätte. Doch wahrscheinlich wäre der Frau dann das exklusive Abendessen auf der Damentoilette spontan und ohne Umschweife aus dem Gesicht gefallen, und das wollte er nun auch wieder nicht.

Nein, es war definitiv besser, seinen Gästen die Illusion zu lassen, sie würden hier genau das serviert bekommen, was sie bestellt hatten. Dass er auf die Jagd ging, wusste sowieso jeder, und auch aus der Lage seines Reviers machte er kein Geheimnis. Gerade heute hatte er wieder zwei Gästen versprechen müssen, dass sie etwas von dem nächsten Wildschwein abbekämen, das er heute Nacht hoffentlich erlegen würde. In der Jagdbranche war alles ein bisschen unwägbar, aber dafür wusste der Gast dann auch, wo sein Essen herstammte – bis auf die Buchhändlerin aus Ebern.

Aber das war nun schon lange her. Jetzt war Feierabend, und er hatte sich seinen normalen Pflichten als Jäger zuzuwenden. In diesem Jahr war der Wildverbiss in seinem

Wald besonders schlimm. Das Rehwild hatte sich in Ermangelung natürlicher Feinde noch stärker vermehrt als sonst, was dem aufstrebenden Jungwald nicht gerade gutgetan hatte. Über zwei Drittel der jungen Bäume und Setzlinge hatten schwere, teilweise irreparable Schäden davongetragen. Würde das mit dem Rehwildbestand so weitergehen, dann gab es bald keinen Jungwald mehr. Als Gegenmaßnahme wurden die Abschussquote drastisch heraufgesetzt, was für Marco Probst ein gerüttelt Maß an Mehrarbeit bedeutete. Genauer gesagt würde er sich im kommenden Herbst etliche Nächte um die Ohren schlagen dürfen, um die Quote zu erfüllen. Jetzt, im späten Frühjahr, standen Rehe noch unter Schutz. Er war nur unterwegs, weil irgendwo unterhalb der Küpser Linde eine Wildsau umherstreifen musste, die ein Lastwagenfahrer auf der B4 im Itzgrund angefahren hatte. Das Tier war nach dem Crash, so hieß es, schweißend davongelaufen. Erst wenn er die arme Sau erlöst hatte, würden die Gäste in seinem Restaurant auch wieder reichlich und günstig Wildbret auf der Speisekarte finden.

Es war schon dunkel geworden, zu dunkel, um beispielsweise Rehe zu erlegen. Ein Reh im Dunkeln zu schießen, widersprach dem Ehrenkodex der Waidmänner. Nein, Marco Probst würde heute Nacht nur auf die Wildsau ansitzen, und vielleicht erwischte er sogar noch einen Dachs, wenn er denn Glück hatte. Von seinem Hochstand aus fiel sein Blick genau auf den Eingang vom Dachsbau. Sollte Meister Grimbart im Laufe dieser Nacht hier aufkreuzen, dann hatte sein letztes Stündlein geschlagen, dachte Marco Probst entschlossen.

\* \* \*

Der Bagger nahm keine Rücksicht auf Gras, Wurzeln oder sonstige Hindernisse und hob mit urgewaltiger Kraft Schaufel für Schaufel Mutterboden aus dem Wald, um die Erde anschließend auf einem riesigen Lastwagen abzuladen, der unweit von ihm auf einem befestigten Waldweg stand. Noch vor ein paar Tagen hatte es diesen Weg nicht gegeben, da das Windrad an einer Stelle errichtet werden sollte, wo bisher absolute Wildnis geherrscht hatte. Die Proteste von Naturschützern waren dementsprechend ausgefallen, aber alles Schreien hatte nichts genützt. Die Baustelle war genehmigt worden, also durfte man im Zuge dessen auch eine kleine Waldautobahn mitten in den alten Baumbestand der Eierberge planieren.

Fiederling ging das alles sowieso nichts an, er tat nur seine Arbeit, und zwar so professionell wie möglich. Konzentriert beobachtete er, wie der Caterpillar baggerte.

Plötzlich irritierte ihn etwas an dem, was da von der Schaufel des Caterpillar auf den Lastwagen polterte. Wahrscheinlich irrte er sich, aber er war es gewohnt, allen Eventualitäten nachzugehen und mögliche Komplikationen von vornherein auszuschließen. Lieber einmal übervorsichtig sein, als plötzlich eine Gasleitung anzubaggern oder durch einen vergessenen Keller zu brechen. Fiederling gab dem Baggerführer mit dem linken Arm ein Zeichen, woraufhin das angestrengte Brüllen der Gerätschaft sofort einem monotonen Gurgeln wich und der Caterpillar in den Standby-Modus schaltete. Der Bauleiter stützte seinen linken Fuß gegen eins der riesigen Räder des Lastwagens, griff mit beiden Händen an die Stahlkante der Ladefläche und zog sich daran behände hinauf, um nachzusehen, was da gerade Merkwürdiges von der Baggerschaufel gefallen war.



Während Marco Probst auf seinen Hochsitz kletterte, begann es, leicht zu nieseln. Der Mond hatte sich bereits vor einigen Minuten hinter Wolken verzogen, sodass auf der Lichtung nur noch mit Mühe etwas zu erkennen war. Wenigstens war es nicht neblig. Bald aber wurde aus dem feinen Nieselregen ein Schauer, und der eben noch frohgemute Jägersmann begann seinen Jagdausflug zu bereuen. Er konnte sich weiß Gott etwas Angenehmeres vorstellen, als bei nächtlichem Regen und Temperaturen von knapp über null Grad auf einem Hochsitz auszuharren.

Schöne Grüße an die Eisheiligen, dachte er, aber nur wenige Minuten später ließ der Regen wieder nach, und der volle Mond kroch hinter den abziehenden Wolken hervor. Alles war wieder so, wie es seiner Meinung nach sein sollte. Er hatte sich gerade auf seinem Sitz zurechtgeruckelt und sich in seinen warmen Ansitzsack geschnürt, als seine geschulten Augen an der linken Waldrandseite, etwa fünfzig Meter entfernt, eine Bewegung registrierten. Er hob den Feldstecher und suchte durch ihn die vermeintliche Stelle ab. Ein paar leicht federnde Zweige waren zu erkennen, aber das konnte auch Einbildung sein. Wieder lehnte er sich auf seinem Hochsitz zurück und schloss die Hände fest um seinen Blaser Drilling. Verdächtige Bewegungen gab es öfter, erfolgreiche Ansitze dagegen eher selten. Nun gut, als Jäger brauchte man Geduld, und davon hatte er reichlich.

Weitere Minuten vergingen, in denen Marco Probst sich innerlich bereits in die rezepttechnische Planung für den nächsten Tag versenkt hatte. Da glaubte er erneut, eine leichte Bewegung zu sehen. Diesmal unweit vor ihm, direkt am Rand der Waldlichtung, nur etwa dreißig Meter entfernt. So gut er konnte, ruckelte er sich mitsamt Ansitzsack

nach vorn und hob den Drilling über das runde Holz des Geländers des Jägerstandes. Da er durch den toten Winkel nicht ausreichend gut nach unten blicken konnte, schob er seinen Oberkörper so weit wie möglich über die Holzbrüstung, während er mit der rechten Hand bereits das Gewehr anhub. Was seine Waidmannsaugen daraufhin erblickten, war kein Wild im eigentlichen Sinne. Vor ihm stand ein schwarz gekleideter Mann, der einen merkwürdig geformten Bogen in den Händen hielt. Das allein war schon erstaunlich genug, aber noch mehr verblüffte Marco Probst die Tatsache, dass der Mann ganz offensichtlich mit dem Bogen auf ihn zielte. Das abstruse Szenario ließ ihn eine Schrecksekunde lang in seiner Position verharren. Aber eine Sekunde war eine Sekunde zu lang.

Die schwarz behandschuhten Finger des Unbekannten lösten sich mit einer unmerklichen Bewegung von der Sehne des Bogens, und der Pfeil flog auf den Hochsitz zu. Das Geschoss mit den drei rasiermesserscharfen Klingen an der Spitze erreichte den Jäger Sekundenbruchteile später, bohrte sich durch dessen linkes Auge und durchschlug die Schädeldecke am Hinterkopf, um dort stecken zu bleiben. Marco Probsts Körper durchfuhr ein nervöses Zittern, bevor zuerst seine Blaser vom Hochsitz fiel und dann er selbst. Als er dumpf auf dem nassen Waldboden aufschlug, war er bereits tot.

\* \* \*

Hubert Fiederling hatte seine Handballen auf die Lade wand des Lasters gestützt und schwang ein Bein nach dem anderen in das frisch ausgegrabene Erdreich hinein. Suchend schaute er über die Ladefläche, bis seine Augen

fanden, wonach sie gesucht hatten. In der hintersten linken Ecke lag etwas auf der feuchten Erde, das definitiv kein Gras und keine Wurzel war. Fiederling stapfte durch den vom Regen aufgeweichten Dreck, bis er vor dem merkwürdigen Ding stand, das seine Aufmerksamkeit erregt hatte. Er ging in die Hocke und hob den länglichen Gegenstand hoch, um ihn genauer zu betrachten. Das etwa vierzig Zentimeter lange stangenartige Gebilde war mit einem reichlich verschmierten, abgerissenen Stück Plastik umwickelt. Fiederling hob das Ganze hoch, hielt es an einem Ende der gelben Kunststoffummantelung fest und schüttelte es, um den Inhalt zu sehen. Die Aktion zeigte einen gewissen Erfolg, allerdings nicht den von ihm gewünschten. Mit einem erschreckten Aufschrei ließ er die leere Plastikhülle fallen und presste sich entsetzt mit dem Rücken an die Bordwand des Lastwagens. Einige Sekunden hielt er inne, dann holte er im nun strömenden Regen sein wasserfestes Mobiltelefon heraus, um mit zitternden Händen seinen Chef anzurufen.

Als das Handy klingelte, quälte sich sein Besitzer mit verschlafenen Augen aus den Federn. Er warf einen mürrischen Blick auf seine Armbanduhr, dann griff er sich das Telefon. Als Bestatter war er es gewohnt, zu jeder Tages- und Nachtzeit aus dem Bett geklingelt zu werden, aber heute wurde es ihm doch zu viel. Erst ein durchgeknallter Geisterfahrer, den er vor Forchheim vom Frankenschnellweg gekratzt hatte, dann ein Irrer, der sich kurz vor Sonnenaufgang seinen Kopf mit einer selbst gebastelten Kanone weggeblasen hatte, und kaum hatte er dessen Überreste, die sich in gaußscher Normalverteilung an der Wohnzimmerwand fanden, aufgesammelt, sollte er gleich weiter, um eine

zweihundertsechzig Pfund schwere alte Schachtel abzuholen, deren Herz vor seiner übergewichtigen Aufgabe kapituliert hatte. Danach hatte er sich todmüde in sein Bett gelegt, um endlich auszuschlafen. Das war vor knapp zwei Stunden gewesen. Herrschaftszeiten! Da passierte tagelang überhaupt nichts, nicht mal der kleinste Küchenunfall, und dann brachen die Leichen gleich in Heerscharen über ihn herein. Nun gut, dachte er sich, viel Feind, viel Ehr, und hörte sich in aller Ruhe an, was ihm die akustische Quelle am anderen Ende der Leitung mitzuteilen hatte. »Wo?«, fragte er sicherheitshalber noch einmal nach. »Aha, und da kann man rauffahren?« Dann legte er auf und ließ sich resigniert rückwärts aufs Bett fallen.

»Was ist es diesmal?«, fragte ihn seine Frau, die im Türrahmen des Schlafzimmers aufgetaucht war. Eileen Sachse hatte ihre langen schwarzen Haare zu einem Pferdeschwanz gebunden und eine Tasse mit dampfendem Kaffee in der Hand.

»Das willst du gar nicht wissen, mein Herzblatt«, stöhnte Leo Sachse, schwang dann aber seine Beine doch energisch über die Bettkante und suchte mit seinen Zehen nach deren filziger Pantoffelbehausung.

»Auf jeden Fall brauch ich jetzt eine Koffeinbombe, und zwar eine große«, bettelte er Richtung Eileen, die sofort zu grinsen begann.

Ihr Mann war nur noch ein Schatten seiner selbst, und wenn er diesen Tag überleben wollte, musste jetzt wohl ihre Spezialmischung her. Die hatte es in sich und würde jeden auf diesem Planeten aufwecken, wenn er nicht schon tot war – und so weit war ihr Leo nun wirklich noch nicht. Bis jetzt hatte sie es immer geschafft, ihn in einem lebendigeren Zustand zu bewahren als seine berufliche Klien-

tel. Und auch heute würde Leonhard Sachse das Haus als gut aussehender wacher Chef einer gut gehenden Bestattungsfirma verlassen und in der ihm eigenen Professionalität seine Arbeit erledigen. Sie schüttete die Chilikerne in die Kaffeetasse und überbrühte diese mit einem dreifachen Espresso, den sie separat aufgekocht hatte. Dann gab sie eine Messerspitze braunes Pflanzenpulver hinzu, von dem nur sie wusste, woraus es bestand. Jetzt musste das Ganze noch circa fünf Minuten in der Mikrowelle aufkochen, dann würde es seine fantastische Wirkung entfalten.

»Ist mein Zombie schon fertig?«, knurrte Leo Sachse, der mit verquollenen Augen und nur mit Unterhose bekleidet in der Tür stand.

»Du kannst dich ruhig erst noch aufhübschen, mein Untoter«, säuselte sie lächelnd. Irgendwie sah er schon süß aus in seinem orangenen Slip und den weißblond gefärbten Haaren, die im Normalfall senkrecht hochstanden, sich jetzt aber wirr nach allen Richtungen orientierten. Seufzend machte sich Leo Sachse auf den Weg Richtung Badezimmer.

Seine Frau Eileen sah ihm lächelnd hinterher, bis er die gläserne Badtür hinter sich geschlossen hatte. Vor ein paar hundert Jahren hätte man sie sicher auf dem Scheiterhaufen als Hexe verbrannt, dachte sie. Dunkle Haare, die Augen zu selbstbewusst, aber vor allem zeigte sie zu wenig Respekt vor Althergebrachtem. Doch früher war früher, und heute würde sie nur einen Mann verzaubern, der irgendwie Gefallen am Bestattungswesen gefunden hatte und berufsbedingt unter Schlafmangel litt. Ihre Gedanken wurden jäh unterbrochen, als hinter ihr die Uhr der Mikrowelle ertönte und mit schrillum Klang die Vollendung des Zombies verkündete.

In Staffelstein angekommen, bog der Bestatter rechts ab und fuhr über Romansthal in Richtung Staffelberg. Der Zombie hatte ganze Arbeit geleistet, er war hellwach.

Wie schon zuvor an diesem Tag musste er den Kopf schütteln. Das war der mit Abstand verrückteste Pfingsttag, den er bisher erlebt hatte. Doch wenn er jetzt noch glaubte, dieser Tag wäre nicht mehr steigerungsfähig, so hatte er sich getäuscht. Gleich hinter Romansthal lag der Parkplatz für das Touristenvolk, von dem aus man zum Staffelberg hinaufgehen konnte. Es waren nur vereinzelte Fahrzeuge zu sehen, dafür sperrten etliche Polizisten mit weiß-rotem Trassierband die Zufahrten zum Staffelberg ab. Ein Beamter beseitigte für ihn kurz die Hindernisse, so dass er mit seinem Leichenwagen den geteerten Weg linker Hand nehmen konnte. Der schwarze Mercedes folgte der schmalen Straße, bis er wieder auf eine Polizeistreife traf, die wohl Wanderer oder sonstige Neugierige am Weiterkommen hindern sollte. Da er als Leichenabtransporteur jedoch zwingend vonnöten war, wurde er auch hier sofort durchgewunken. Mit seinem Berufsbild gingen eben auch Privilegien der besonderen Art einher.

Auf einem breiten Kiesweg ging es erst einmal flach dahin. Für die wunderschöne Aussicht hinunter ins Maintal hatte Leo Sachse keinen Sinn. Dann knickte der Weg plötzlich scharf nach links ab und führte etwa einhundert Meter steil den Berg hinauf. Auch hier waren Polizisten postiert, um den von unten kommenden Wanderweg zu blockieren. Als Leo Sachse endlich das bekannte Gipfelplateau erreichte, brachte er den Mercedes an der Staffelbergklause zum Stehen. Dass es auf dem Staffelberg von allerlei Menschen wimmelte, war an sich keine Besonderheit. Aber dass der heutige Auflauf zum einen aus einer verschreckten

Hochzeitgesellschaft und zum anderen aus einer außergewöhnlich hohen Anzahl von Polizeikräften bestand, das unterschied den heutigen Pfingstsamstag dann doch von so ziemlich allen Tagen, die der Berg bisher gesehen hatte.

Leonhard Sachse blickte zur Kapelle des Staffelberges hinüber, die irgendwann einmal der heiligen Adelgundis geweiht worden war und neben der sich die eindeutig größte Mensentraube befand. Als er einen hageren Mann mit Cowboystiefeln, Sonnenbrille und Pferdeschwanz erkannte, huschte ein Lächeln der Erkenntnis über sein Gesicht. Lagerfeld. Die Bamberger Kripo war also auch schon vor Ort. Zielsicher ging er auf den jungen Kommissar zu, der nachdenklich etwas betrachtete, das vor ihm auf dem Boden lag. Als Sachse näher trat und sich zu Kommissar Bernd Schmitt gesellte, traute er seinen Augen nicht.

»Was ist denn das?«, kam es verblüfft über seine Lippen.

»Ah, das Aufräumkommando ist eingetroffen.« Der junge Kommissar drehte sich um. »Und falls Sie's nicht wissen, Meister Sachse: Das hier ist eine Leiche. Beziehungsweise, um es noch genauer zu sagen, es ist der männliche Hauptdarsteller der Veranstaltung hier, der Bräutigam«, erklärte Lagerfeld dem immer noch erstaunten Sachse.

In seiner Karriere als Bestattungsunternehmer hatte Sachse ja schon einiges erlebt, aber das hier war selbst für ihn ein Novum. Um die Absperrung herum standen die geschockten Gäste der nicht vollzogenen katholischen Trauung: teils mit Tränen im Gesicht, teils mit maskenhaft verzerrten Mienen, sichtlich um Fassung ringend, während die Braut in ihrem schneeweißen Hochzeitskleid etwas abseits auf einer Bierbank von einem Psychologen betreut wurde.

Die Leiche des dunkelhaarigen Mannes im edlen schwar-

zen Anzug lag mit dem Gesicht im Gras vor der Südseite der Kapelle. Die Liegeposition war für Tote an sich erst einmal nicht ungewöhnlich, anders verhielt es sich allerdings mit dem schwarzen Pfeil, der dem Exbräutigam im Rücken steckte. Eigentlich hätte Sachse froh über diesen eher leicht zu handhabenden Todesfall sein müssen. Frisch verstorben, keine Verwesung, Würmer oder sonstige Tierchen, die nach gewisser Zeit zur Kadaverbeseitigung beitragen, und auch kein Zimmer, das gereinigt werden musste, oder Möbel, von denen er Hirnmasse des gerade Verblichenen zu kratzen hatte. Aus professioneller Bestattersicht schien dies ein komfortabler Tagesauftrag zu sein, und trotzdem nahm Sachse der Anblick des Toten irgendwie mit. Vielleicht war es auch nur die ungewohnte Schlichtheit des gerade verübten Verbrechens, die ihn erschauern ließ.

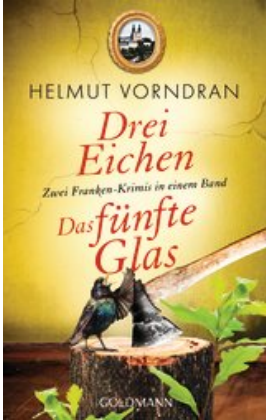
»Ach du Scheiße«, brachte der Bestatter seine Gefühle auf den Punkt, woraufhin Lagerfeld zustimmend nickte.

»Genau das lag mir auch gerade auf der Zunge«, sagte er grübelnd und steckte sich nachdenklich eine Zigarette an.

Als der Hubschrauber der »Fiesder Airlines« nahe der Baustelle auf den Eierbergen landete und der Firmenchef selbst ausstieg, eilte ihm sein Baustellenleiter sofort entgegen. Georg Fiesder war gespannt, was der Grund für dessen ungewöhnliche Aufregung war, am Telefon hatte er nur kryptische Andeutungen gemacht.

Fiesder blickte sich um. Der Umstand, dass die Baustelle ruhte, gefiel ihm ganz und gar nicht. Der Bagger stand still, die Bauarbeiter lungerten rauchend oder abwartend in der Gegend herum, und das Loch für das Fundament hätte noch nicht einmal für einen Kindergartenspielplatz in Tütschengereuth gereicht. Was war hier los, zum Teu-





Helmut Vorndran

**Drei Eichen / Das fünfte Glas**

Zwei Franken-Krimis in einem Band  
Kommissar Haderlein 4 und 5

Taschenbuch, Broschur, 784 Seiten, 11,8 x 18,7 cm  
ISBN: 978-3-442-48712-7

Goldmann

Erscheinungstermin: November 2017

Bei den Grabungen für das Fundament eines Windrades wird in Bamberg ein Skelett entdeckt, zwischen den Knochen steckt eine Pfeilspitze in der Erde. Kurz darauf bricht der politische Hoffnungsträger Josef Simon auf dem Weg zu seiner kirchlichen Trauung tot zusammen – durchbohrt von einem Pfeil. Kommissar Franz Haderlein steht vor einem absoluten Rätsel. Wer jagt im friedlichen Oberfranken Menschen wie freilaufendes Wild? In Haderlein keimt ein schrecklicher Verdacht. Doch er hat keine handfesten Beweise. Und schon bald gibt es weitere Opfer ... – Zwei Franken-Krimis in einem Band.

 [Der Titel im Katalog](#)